

"Die letzte Hürde" ist mein Beitrag aus einem Buch, das meine ehemaligen Mitschüler und ich - Abi-Jahrgang 1961 - zum "Gedenken" an den 50. Jahrestag des "Mauerbaus" veröffentlicht haben. Titel:

"Immer auf der Hut • Ost-Schüler in Westberlin – Als die Mauer dazwischenkam", Verlag Schleichers Buchhandlung, Berlin 2011, alle Rechte vorbehalten,

ISBN 978-3980089-4-8.

Das folgende Bild zeigt mich im Sommer 1959 in Weimar, bei einem Wettkampf "zum Auslaufen", zwei oder drei Tage nach den DDR-Jugendmeisterschaften in Bad-Blankenburg. Heute – zumindest im Jahr 2011 – sieht die 100-Meter-Bahn in Weimar fast noch genauso aus, einschließlich des Häuschens im Hintergrund.



Zum 13. August 2011
HINTER DER MAUER

Bevor ich sterbe
möchte ich noch einmal frei atmen
dir in die Augen sehen
dich umarmen
ohne die Schwere der gelb verputzten Steine
ohne den Modergeruch von Büchern
in die einst
Gesetze geschrieben wurden.

Ich habe Sehnsucht nach einem Land
HINTER DER MAUER
das in den Sagen
die Freie Welt genannt wird.

Die letzte Hürde

Sommer 1961... Etwa 1000 Menschen verließen täglich die DDR für immer, man sah es in den überfüllten Zügen und an den Reaktionen der Staatsmacht, die Kontrollen nahmen ständig zu... Ich wohnte in Röntgental bei Berlin, der tägliche Schulweg nach West-Berlin, zur Bertha-von-Suttner-Schule in Berlin-Reinickendorf, dauerte etwa eine Stunde; nach Hause kam ich meist aber erst etwa drei Stunden nach Schulschluss, weil ich fast täglich trainierte. Mein Sportverein, der SC-Einheit-Berlin, war in Ostberlin, im Friedrich-Ludwig-Jahn-Sportpark, etwa 10 Fuß-Minuten vom S-Bahnhof Schönhauser Allee entfernt. Unter normalen Verhältnissen wäre bei mir eine Sportkarriere vorgegeben gewesen. 1958 war ich in der Altersklasse B „DDR-Jugendmeister“ im 90-m-Hürdensprint gewesen, mit 12,0 Sekunden Jugendrekord, der, glaube ich, Bestand hatte, bis die Distanz etwa 10 Jahre später auf 100 Meter geändert wurde. 1959 in der Altersklasse A DDR-Jugendmeister über 110 Meter Hürden. 1960 wechselte ich zum Westberliner OSC. Aber mein letzter Lauf fand dann doch in Ostberlin statt, am 13. August 1961, allein gegen die Staatsmacht, ganz in Nähe des Stadions des SC Einheit Berlin, von der U-Bahnstation Dimitroff-Straße (heute Eberswalder Straße) bis fast zum S-Bahnhof Schönhauser Allee, und diesen Lauf verlor ich.

Jahrzehnte später hat der Hans-Boldt-Literaturverlag einige

Geschichten von mir veröffentlicht. Hans Boldt äußerte in Briefen die Vermutung, ich hätte das Gefängnis noch nicht verarbeitet. Ich selbst hielt das für übertrieben... drei Jahre Knast vor Jahrzehnten... Wenngleich der Schock damals wohl gewaltig war, aber vierzig oder fünfzig Jahre lassen so ein Ereignis doch schrumpfen. 2003 erschienen die WINSENER HEFTE Nr. 17, Titel „Flüchtige Begegnung“. Im Vorspann zitiert Hans Boldt einen Brief von mir:

Es sieht so aus, als sei ich noch dabei, das Gefängnis zu verarbeiten, aber ich glaube, das ist nicht der zentrale Punkt. Der ‚Knast‘ ist ein starkes Symbol für alle Beschränkungen, vor allem die negativen Gedanken. Je mehr man darin gefangen ist, desto stärker wirkt vielleicht das ‚Gefängnis‘ als Symbol, vielleicht als verstärkendes Element in einem Teufelskreis. Die eigenen inneren Beschränkungen und Einengungen sind ein Problem, mit dem, glaube ich, viele Menschen konfrontiert sind, auch wenn sie nie im ‚eigentlichen‘ Gefängnis waren. Insoweit ist es auch ein Symbol.

Das hatte ich im Juli 2001 geschrieben, und es erscheint mir heute wie eine düstere Vorahnung. Denn zwei Monate später begann ich, eine Mauerwelt für mich und meine Familie zu bauen, aus der es scheinbar kein Entrinnen mehr gibt. Im September 2001 kam der Bagger auf das

ein Jahr zuvor gekaufte Grundstück, wenig später war die Bodenplatte fertig, Ende Oktober der Rohbau samt Dach.

Wenige Tage später regnete es heftig, und der Keller stand knöcheltief unter Wasser, und auch andere zahlreiche, schwerwiegende Baumängel waren erkennbar - die wir allesamt nicht mehr los werden.

Damals dachte ich, am besten wäre es, den weiteren Ausbau zu stoppen und diesen Rohbau erst einmal als Verlust zu buchen. Aber unser Häuschen in der Ahornallee war verkauft, wir waren unter Zugzwang, ich ließ das Haus weiter ausbauen, in der Ahnung, dass alles Schrott wird, im Juni 2002 zogen wir ein.

Ich höre immer wieder, das hätte jedem passieren können. Wenn Architekt, Baufirma und andere gemeinsam betrügen, habe man kaum Chancen, der Misere zu entkommen. Und je größer die Schäden, desto mehr sind die Übeltäter zusammen geschweißt.

Hätte das tatsächlich jedem passieren können? Oder bin ich in dasselbe schwarze Loch gefallen, wie damals, am 13. August 1961? Die Farbe des neuen Hauses ist gelb, passend zu dem „gelben Elend“, wie das Zuchthaus Bautzen auch genannt wird. Und ich selbst habe die Farbe gar nicht ausgesucht, ich hatte nur zugestimmt. Die Fenster haben Kreuze, die – wenn auch etwas entfernt – Gittern ähneln. Der Keller, das Wasser, der Schimmel ... als ob das nicht genug wäre. Die Kellerfenster sind unter der Erde, davor Lichtschächte - wie vor den „Fenstern“ der Arrestzellen. Warum solche Kellerfenster? Die Baubeschreibung „beschreibt“ keine solchen Schächte.

Aber gab es in der Jugend nicht auch diese Leichtigkeit, die mir in

Träumen Flügel verlieh und mich sanft über Landschaften gleiten ließ? Das Laufen über Hürden... Hindernisse, die nicht Hindernisse sind, sondern Medien, die Flügel verleihen? Die Aufhebung der Schwerkraft vor dem Hindernis, eine Schrittlänge von über drei Metern, was ich damals schon nicht verstand, wenn ich meine Spuren auf der Aschenbahn betrachtete; das „lief“ nicht mit dem Verstand, sondern mit der Explosion der Sinne. Ist das alles verloren?

Ich lese gerade ein Buch, das zu lesen ich mich zunächst weigerte: „Glücklich beschädigt“ von Hans-Dieter Schütt, ehemals Chefredakteur der „Jungen Welt“, also ein ehemaliger ideologischer Kampfhund der SED. Aber kein typischer Wendehals, denn er vertuscht offenbar nichts. „Der einstige Scharfmacher nun als Reue-Knäuel...“; „...er leidet unter einem Schreibzwang und hat sich selber als letzten Stoff entdeckt...“, so zitiert er seine Kritiker. Er fragt: „Passte ich mich wirklich früh an?“ Und die Antwort: „Eher nicht, denn Anpassung setzt das Bewusstsein voraus, sich durchaus anders verhalten zu können, diese Distanz zum Geforderten aber aus bestimmten Gründen gezielt aufzugeben. Ich spürte zu nichts einen Gegensatz.“ Beim Lesen dieser Zeilen fragte ich mich umgekehrt: Was passte bei mir von Anfang an nicht?

Wieso werden die Hürden, über die ich so locker laufen kann, immer wieder zu scheinbar unüberwindlichen Mauerwelten? Ist das problemlose Hineinwachsen oder die Neigung sich an der Umwelt zu reiben in den Genen begründet? Es scheint so zu sein, dass weder das eine noch das andere auf Dauer glücklich macht. Widersetzte ich mich –

im Gegensatz zu Schütt – von Anfang an einer Anpassung? Die Antwort ist auch hier ein klares Nein. Schütt zitiert in seinem Buch den österreichischen Schriftsteller Franz Schuh, der von Menschen schreibt, „die pflanzlich ins Leben wachsen...“. Genau dies habe er erlebt. Er wuchs hinein in die Verhältnisse und fühlte sich wohl. Ich wollte zwar auch in die Verhältnisse hinein wachsen, fand es aber ganz normal, wenn ich mich dabei nicht immer wohl fühlte, und oft auch starke innere Abwehr gegen die von der Staatspartei geprägte Umwelt empfand.

Ich lebte seit 1953 mit meiner Großmutter in dem Häuschen in Röntgental. Mein Vater war 1942 – fünf Monate nach meiner Geburt – in Russland gefallen. Mein Großvater und andere Verwandte waren in den Nachkriegsjahren gestorben. Nach 1950 hatte meine Mutter im Westen den Schmuck verkauft, den wir über die Kriegs- und Nachkriegswirren hatten retten können, und meine Großmutter hatte für 2000 Ostmark das Grundstück in der Ahornallee gekauft. Der Erlös aus dem Verkauf des Schmucks hatte auch noch für den Bau des Häuschens gereicht: Zwei kleine Zimmer, Küche, Bad, von der Küche aus konnte man über eine Falltür in den Kellerraum gelangen. Nach der Zwangsaussiedlung aus Schlesien und verschiedenen Zwischenstationen – endlich ein richtiges Zuhause, ein kleines, aber solides Haus, von ordentlichen Handwerkern erbaut.

Ab 1953 konnte meine Mutter aber nicht mehr in den Osten kommen, also auch nicht mehr in unser Häuschen – es war bekannt geworden, dass sie in Westberlin ihren Lebensunterhalt durch Handel mit Ost- und Westgeld verdiente, und das war aus Sicht der DDR-Justiz

verboten. In Westberlin gehörte es zum Alltag, allerdings musste man den Verdienst steuerlich korrekt verrechnen – daran dachte meine Mutter überhaupt nicht, in den Nachkriegsjahren hatte sich niemand um so etwas gekümmert. Sie wurde von einem Kripo-Mann verhaftet, der dann später mein „Onkel Willi“ wurde... Es gab eine Gerichtsverhandlung, drei Monate Gefängnis ohne Bewährung und Schlagzeilen in der Boulevard-Presse. Große Berichte über einen kleinen Fall – um, wie ich denke, über die wirklich großen Fälle gnädig den Mantel des Schweigens hüllen zu können.

Zu Hause wurde nicht viel über Politik geredet. Durch die öffentliche, allgegenwärtige Propaganda war bei mir eine starke Abneigung gegen die „DDR“ entstanden. Ich weiß nicht, wie es möglich ist, keinen Gegensatz zu spüren, wenn sogar die Lehrer in der Schule ständig Lobeshymnen auf Partei und Staat in die Köpfe hämmern. Wahrscheinlich „entstand“ die Abneigung gar nicht, sie war einfach da, von Anfang an. Eine Erinnerung aus der Vorweihnachtszeit 1950, die DDR war gerade mal ein Jahr alt, und ich war acht: Meine Mutter fuhr das erste Mal mit mir nach West-Berlin. Gesundbrunnen, von Röntgental aus die erste Station im Westen. Dann die Badstraße runter, es war noch hell, trotzdem viele Lichter. Wir gingen auf eine Litfass-Säule zu; ein Plakat mit einem Weihnachtsbaum und zwei Worten, an die ich mich erinnere: WEIHNACHT und FRIEDEN. Ich zeigte auf das Plakat und FRIEDEN. *Mutti*, sagte ich, *du hast doch gesagt, wir sind hier im Westen, aber das Wort ist doch aus dem Osten?*

„Frieden“ war für mich ein schlechtes Wort, es wurde dauernd

von der Ostpropaganda und auch von den Lehrern in der Schule eingehämmert und dabei suggeriert, dass nur die DDR rechtmäßiger Eigentümer des Begriffes sei.

In der Schule empfand ich Distanz zu den Lehrern, aber keine Opposition. Ich mochte die Rabauken, die den Unterricht manchmal zum Hexenkessel machten, überhaupt nicht. Ich wollte einen möglichst normalen Unterricht und die Schule mit ordentlichem Abschluss beenden. Trotzdem war ich es und nicht irgendein anderer Schüler, dem eines Tages öffentlich mit „Erziehungsanstalt“ gedroht wurde.

Ich sollte „nachsitzen“, war aber an diesem Nachmittag mit meinem „Onkel Willi“ in Westberlin vor dem Botanischen Garten verabredet. Er hätte also dort vergeblich auf mich warten müssen. Aus diesem Grunde bat ich den Lehrer, das Nachsitzen einen Tag zu verschieben, aber er lehnte ab. Das verstand ich nicht... Weil meine Mutter mit ihrem Willi in Westberlin war? Weil der Botanische Garten in Westberlin war? Bloße Lust am Machtmissbrauch?

Um mir meine ausweglose Lage deutlich zu machen, schloss mich der Lehrer auch noch in den Klassenraum ein. Ich fragte mich, was nun mit meinem „Onkel Willi“ sei, öffnete das Fenster, sah etwa fünf Meter hinab. Wie sollte ich da hinunter kommen? Das Regenfallrohr... Ich warf die Schulmappe hinunter, stieg aufs Fensterbrett, machte einen Luftsprung zum Fallrohr, hing dort, in die Tiefe schauend, eine bange Minute und kletterte langsam hinab. Dann ging ich wie üblich nach Hause und fuhr zum Botanischen Garten...

Etwa fünf Jahrzehnte später stand ich wieder vor dieser Schule

und betrachtete voller Grausen den damaligen Fluchtweg. Ich dachte auch an die Dachrinne an meinem neuen Haus – wollte da jemand am Regenabfallrohr hinabklettern, würde er mitsamt der ganzen Konstruktion abstürzen. Ein Lob den Handwerkern jener Zeit.

Die Lehrer hätten eigentlich froh sein müssen, dass ich unverletzt geblieben war. Aber sie empfingen mich unfreundlich. Ich wurde zum Direktor geschickt, aber nicht in sein Büro, sondern in eine Klasse - eine Mädchenklasse. Damals gab es nur Jungen- oder Mädchenklassen... Der Direktor saß an seinem Tisch, ohne auch nur einmal den Kopf zu mir zu wenden. Ich ging zu ihm hin und blieb neben ihm stehen, während er zu der Klasse schaute und über mich redete – was ich am Vortag getan hatte... ob ich nicht reif sei für die Einweisung in eine Erziehungsanstalt... Offensichtlich wollte er mich vor all den Mädchen demütigen, doch er bewirkte das Gegenteil. Ich sagte kein Wort, fühlte mich aber absolut im Recht, das erste Mal richtig „in Opposition“, und das strahlte ich auch aus.

Das war im Herbst 1955, zu Beginn der achten Klasse. Ein paar Monate später, im Frühjahr 1956, sah ohnehin alles ganz anders aus. Ich war plötzlich der schnellste Läufer der Schule... Es "kam" wirklich plötzlich, von einem Tag zum anderen. Der Lehrer hatte, glaube ich, 9,2 Sekunden für die 75 Meter gestoppt, wollte es nicht glauben und ließ den Lauf wiederholen. Ein paar Wochen später wurde ich Kreismeister im 75-Meter-Lauf. An sich war ich doch jetzt ein ganz guter Junge – aber mit einer Mutter, die im „kapitalistischen Westen“ lebte. Ich selbst kam nicht auf den Gedanken, nach Westberlin zu ziehen, mir gefiel es

am Rande Berlins, und ich konnte ja auch jederzeit „überfahren“. Ich lebte in Röntgental, wollte dort bleiben und offenbar „pflanzlich ins Leben“ wachsen, auch wenn der Boden nicht ganz der rechte war. Und daher bewarb ich mich für die Oberschule in Bernau. Aber die Schulverwaltung lehnte mit fadenscheinigen Begründungen ab. Nach einem Einspruch kam dann der Klartext: Weil meine Mutter in West-Berlin lebte, war ich abgelehnt worden. Mit der Mutter in Westberlin war ich gewissermaßen kapitalistisch infiziert und zum unsicheren Kandidaten geworden. Meine Mutter erfüllte dann auch gleich die Prognose, einen bösen kapitalistischen Einfluss auszuüben. Die kleine „Kapitalistin“, die einen Unterhalt für die Überlebenden der Familie verdienen musste, die das sozialistische System bedrohte, weil sie mit Ost- und Westmark handelte - meldete mich in Westberlin zur Oberschule an.

Einige Monate später - die Abschlussprüfungen in der Grundschule waren schon vorbei, die Zeugnisse ausgeteilt – da merkte man von Staats wegen, hier war etwas schief gelaufen. Der Klassenlehrer lud mich zu sich nach Hause ein. Es gab Kaffee und Kuchen, und er redete und redete. Ich saß da und beobachtete sein Gesicht:

Eine gelbliche Blässe, Sommersprossen, rötlich-brauner Haarkranz um eine spiegelglatte Glatze. Je länger er redete, desto mehr Schweißperlen rollten von dieser Glatze herab. Schließlich nahm er ein großes weißes Tuch zur Hand und tupfte sich ständig ab. Heute weiß ich nur noch einen seiner Sätze: „Du musst bedenken, dass du in den

kapitalistischen Westen gehen willst.“ Er bot an, ich könne auf die Realschule gehen und dann später immer noch zur Oberschule wechseln. Doch ich hatte kein Mitleid mit seinen Schweißperlen, ich lehnte ab.

Zwei Jahre später kam es zu einem ähnlichen Gespräch. Bei den DDR-Jugendmeisterschaften 1958 in Halberstadt sprachen mich auf dem Sportplatz zwei junge Männer an und versuchten, ohne Kaffee und Kuchen, mich zu einem Wechsel zu überreden - auf die DHfK-Leipzig, die „Deutsche Hochschule für Körperkultur und Sport“, wollte man mich delegieren. Es war eigentlich ein Karriereangebot, wie es besser nicht hätte sein können, mit Zielrichtung Olympiade. Was war dagegen schon die betuliche Bertha-von-Suttner-Oberschule in Westberlin? Aber ich wollte keinen Wechsel, ich wollte nicht wieder in eine Schule, wo das Denken und Reden ständig auf die Staatspartei ausgerichtet wird. Von Doping wusste ich damals nichts, aber mein Instinkt „wusste“ vielleicht davon. „Körperkultur“ ist ein schönes Wort, passend in sozialistisches und nationalsozialistisches Vokabular, was ich damals nicht bewusst einordnete, aber in meinem Kopf hallte es wider wie ein Warnsignal. Ich lehnte ab, wohnte aber weiter in der DDR, und blieb auch zunächst noch im SC Einheit Berlin. Die Pflanze wuchs weiter in zwei Bereichen auf, keine Chance, so ohne weiteres ganz ins Leben zu wachsen.



1958, 59, 60, 61 – die aufsteigenden Jahreszahlen symbolisieren zugleich eine wachsende Spannung zwischen den beiden großen politischen Lagern. Das Leben wurde zum Spagat: Schule im Westen, wohnen im Osten, Sport im Osten. Die Versammlung im Sportverein: Sportler, die ganz normale Menschen zu sein schienen, ergriffen das Wort und erbrachen den Einheitsbrei, der ihnen von der Staatspartei vorgekaut worden war.

Ich hatte keinen Vater, und über diesem Vakuum schwebte „Vater Staat“, aber nur der im Osten, den im Westen nahm ich als solchen damals gar nicht wahr. „Vater Staat“ - und alles, was dazu gehörte, DDR-Rundfunk, die politischen Transparente, die Träger der Uniformen. Und dieser fleischlose Übervater wurde unerträglich. Als ich 18 war, fing ich an, in der Nacht mit einer Spitzhacke Löcher in Transparente zu schlagen. Die erste Aktion war die riskanteste. Bei uns in der Straße hing eines Tages quer über die Fahrbahn in über drei Metern Höhe ein Transparent:

VOM SOWJETISCHEN BRUDERLAND LERNEN

- war der ungefähre Sinn, in weißer Schrift auf rotem Grund. Das provozierte mich... Ich stand mitten in der Nacht auf und ging mit der Spitzhacke spazieren... Am nächsten Morgen sah ich die Zerstörung schon aus hunderten Metern Entfernung, vom SOWJETISCHEN BRUDERLAND schien nichts mehr übrig. Und Gorbatschow war noch in weiter Ferne... Ich genoss diesen Anblick etwa 14 Tage lang, bis das transparent gewordene Transparent entfernt wurde. Auch von der vorbeifahrenden S-Bahn hatte man das Riesenloch im roten Grund sehr

gut sehen können. Das Risiko wurde dann noch erhöht, als mein Schulfreund Horst die Idee hatte, Flugblätter zu verteilen, passiver Widerstand war die Parole. Es folgten Nacht- und Nebel-Aktionen in relativ weit entfernten Orten.

Im Sommer 1961, wenige Wochen vor der Schließung der innerdeutschen Demarkationslinie, vor dem „Bau der Mauer“, wie man später sagte, hatte ich einen Traum:

Ich war auf irgendeiner Straße in Berlin. Ich sah viele Menschen, aber nicht in unmittelbarer Nähe. Drei, vier Meter von mir entfernt stand ein fleischloser Geselle... ein Gespenst... richtig weiß, wie es sich gehört für ein Gespenst, aber nicht irgendwie leuchtend, sondern einfach weiß; es war ja helllichter Tag. Und es hatte stilechte, sehr große, ovale schwarze Augen. Ich dachte: 'lächerlich! Gespenster gibt's nicht!' Ich scharrte kurz mit den Hufen, nahm Anlauf und rammte das Ding mit aller Kraft mit meiner rechten Schulter. Es wankte ein wenig, das reichte mir nicht, ich wollte es irgendwie weg haben – nahm wieder Anlauf, rammte es wieder und wieder. Plötzlich... war es riesig, so groß wie ein Wolkenkratzer, und es hatte mich am Kragen gepackt und riss mich mit...



13. August 1961. Etwa 9 Uhr morgens. Die Großmutter sagte, ich solle Radio hören... Die Grenzen waren zu... Willy Brandt hielt eine Rede, er rief zur Besonnenheit auf, versuchte gleichzeitig Hoffnung zu vermitteln. Ich war fassungslos... enttäuscht, gleichzeitig war mir klar, dass Brandt das Richtige gesagt hatte. Den DDR-Rundfunk hörte ich nicht, diesen Erklärungen konnte man sowieso nicht entgehen. Ein paar Wochen später bekam ich sie vom Stadtgericht „Gross Berlin, Strafsenat 1b – 101 b BS 36.61“, in mein Urteil geschrieben. Das hohe Gericht verfügte über keine Schreibmaschine mit einem „ß“, vielleicht war das typisch für die Schreibmaschinen, die es in der DDR zu kaufen gab:

Die Regierung unseres Arbeiter- und Bauern-Staates hat am 13. August 1961 - gestützt auf das Vertrauen aller friedliebenden Bürger unserer Republik und des gesamten sozialistischen Lagers - Massnahmen zur Sicherung unserer Staatsgrenze vorgenommen, um den Kriegstreibern, die zwei Weltkriege mit unermesslichem Elend auf dem Gewissen haben, die Fackel aus der Hand zu schlagen, mit der sie nach den Wahlen in Westdeutschland im September, von Westberlin aus offen zu einem Angriff gegen die Deutsche Demokratische Republik vorgehen wollten.

Die Großmutter sagte, ich solle lieber zu Hause bleiben, aber irgendwoher hatte ich schon die Berliner Adresse, wo sich alle Schüler aus den beiden 13. Klassen treffen sollten. Ich sprang von unserem Häuschen aus die fünf Stufen hinunter und dachte: *Jetzt ist es entschieden...*

Ein paar Wochen zuvor die gleichen Sprünge diese kleine Treppe hinab, und ich hatte gedacht: *Nicht jeder sollte abhauen, es ist nicht gut, wenn jeder, der diesen Staat ablehnt, einfach abhaut...*

In der Zwischenzeit hatte es auch noch ein anderes Angebot für eine Rückkehr gegeben: „Schorsch“, mein früherer Trainer vom SC Einheit Berlin, hatte mich eingeladen und angeboten, mich für die Olympiade zu trainieren, Laufstrecke: 400 Meter Hürden. Dieses Angebot wirkte nicht so bedrohlich und bot auch mehr Freiräume als die DHfK-Leipzig. Und ich kannte "Schorsch" schon vier Jahre lang... Ich hatte nicht zugesagt, aber auch nicht abgesagt... Jetzt war die Linie, die im Osten Staatsgrenze und im Westen Demarkationslinie hieß, geschlossen worden. Es hatte in der Luft gelegen, und doch mochte man es nicht glauben.

Ich schaute zurück, die Großmutter stand auf der Treppe und winkte zaghaft. „Pass auf dich auf!“, sagte sie.

„Ja, ja!“, antwortete ich unwirsch, lachte dann aber, und winkte zurück. Drei Monate später - oder waren es sechs Monate? - im Zuchthaus Bautzen, würde ich sie wieder sehen. Einen Kopf kleiner als an jenem Tag, nach vorn gebeugt, die Haare schlohweiß, nicht wissend, dass sie soviel kleiner geworden war, mich von unten her anschauend,

ganz überrascht: *Du bist ja größer geworden!*

Heute mische ich die Zeit, als wären die Monate oder die Jahre Karten. Der Gedanke, freiwillig in der DDR zu bleiben, blühte später noch einmal im Gefängnis auf, das war etwa ein Jahr nach diesen gedankenschweren Sprüngen von unserer Treppe, mitten im kalten Krieg, nur wenige Wochen vor der Kuba-Krise.

Unter der allgegenwärtigen Aufsicht der Staatssicherheit entwickelte sich plötzlich ein kleiner Bautzener Frühling, ein winziger Vorläufer des späteren berühmten Prager Frühlings: Unser Arbeitskommando war in einen gesonderten Gefängnisstrakt verlegt worden; er war kleiner als die anderen Trakte: Nur Parterre und eine Etage darüber – und nach der Arbeit und teilweise an den Wochenenden blieben die Zellentüren bis 20 Uhr geöffnet.

Man konnte sich also täglich für ein paar Stunden völlig frei in dem Trakt bewegen. Wir waren „nur“ noch in einem Haus gefangen, nicht mehr nur zu Dritt in einer zwei mal drei Meter oder zweieinhalb mal dreieinhalb Meter engen Zelle mit Scheißkübel... Man konnte sich bewegen, andere Gefangene besuchen, man konnte auf eine Toilette mit Wasserspülung gehen...

In mir erwachte da sogleich der Instinkt, die kleine Freiheit zu nutzen. Ich meldete mich beim Kommandoleiter, ein Leutnant war es wohl, und ich bat um eine Schreibmaschine, ich wolle einen Aushang am schwarzen Brett schreiben... Ich solle eine schriftliche Eingabe machen, erklärte er. Hoffte ich wirklich, dass ich eine Schreibmaschine bekäme? Ich glaube nicht, aber ich wollte mich irgendwie artikulieren,

zumindest artikulieren, dass ich mich artikulieren wollte. 14 Tage später hatte ich die Schreibmaschine samt Papier, wahrscheinlich auch eine ohne „ß“, und ich beschrieb auf drei oder vier Seiten, dass Marktwirtschaft und Sozialismus sich nicht ausschließen. Die Arbeiter sollten Eigentümer der Betriebe werden und völlig frei wirtschaften können... Eigentlich war das Häresie, ein Mitglied des ZK der SED hätte damals so etwas nicht sagen dürfen, aber ich war ein Westberliner Oberschüler, der ganz naiv eine Synthese suchte.

Ich glaubte natürlich nicht, dass man einen solchen Artikel ans schwarze Brett hängen würde, aber das kleine Wunder geschah - ich fasse es heute immer noch nicht. Aber es war genau das, was ich im Kopf hatte, als ich ein Jahr zuvor die Treppe hinunter gesprungen war und gedacht hatte, ich solle vielleicht in der DDR bleiben, um wie eine winzige kleine Wurzel in das scheinbar undurchdringliche Gemäuer hineinzuwachsen, um irgendwann einen Beitrag leisten zu können, diese Mauern bewohnbar zu machen... Es klingt ähnlich wie das Zitat, welches Schütt heranzieht – „pflanzlich ins Leben wachsen...“ - aber doch mit einem entscheidend anderen Sinn: Nicht nur eine Pflanze, die wächst und sich dabei vollständig der Umgebung anpasst, sondern eine, die auch die Umgebung verändert. Und eigentlich ist das auch das Wesen der Pflanze: Bodenständig, zugleich aber den Boden verändernd.

Hätte dieser Aushang am schwarzen Brett der Anfang sein können? Sicher ist, die Geduld, mit winzigen Wurzeln ins kalte Gestein zu wachsen, um dann über viele Jahre an Stärke zu gewinnen, war mir nicht angeboren. Im Gegenteil... und dann war da noch Klaus K., der

bald begann, das kleine Pflänzchen mit ganz anderer Nahrung zu versorgen. Er war in diesem Gefängnistrakt Kalfaktor mit der Aufgabe, Essen auszugeben, sauber zu machen, aber auch Fäkalien zu kübeln (das war immer noch notwendig, weil die Zellen ja von 20 Uhr bis zum frühen Morgen und teilweise am Wochenende verschlossen waren). Klaus wollte mich unbedingt zu seinem Hilfskalfaktor machen. Das lehnte ich ab. Allein der Gedanke, jeden Tag Kübel voller Fäkalien zur Toilette zu tragen und dort auszuschütten... und ich hielt es auch für anrühlich, Helfer im Gefängnis-System zu werden.

Aber Klaus ließ nicht locker. Nach ein paar Wochen vergeblichen Werbens ließ er mich vom Gefängniswärter aus der Zelle schließen und zu sich in die Küche bringen. Offenbar ein bewusster Schachzug, mich zu einer Zeit, da die Zellen verschlossen waren, „heraus schließen“ zu lassen, eine kleine „Machtdemonstration“: Schau, was ich alles kann! Aber woher hatte er diese „Macht“? Es lief nichts ohne die Stasi, und in dieser Hierarchie gab es mit Sicherheit auch unterschiedliche Meinungen, Intrigen, Tricks. Dieser für Bautzener Verhältnisse sehr freie Strafvollzug mit einem schwarzen Brett, an dem schon wochenlang mein Pamphlet für einen freiheitlichen Sozialismus hing, war vielleicht irgend einem Stasi-Offizier ein Dorn im Auge.

Dieser Gedanke kommt mir erst heute, da ich diese Zeilen schreibe... Damals dachte ich, Klaus hätte den Gefängniswärter um den Finger gewickelt und deswegen jede Menge Privilegien. Ich wurde in der Küche fürstlich bewirtet, und es dauerte etwa zwei Stunden, bis ich wieder in meine Zelle geschlossen wurde. In dieser Zeit hatte mir Klaus

einen detaillierten Fluchtplan offenbart, dem ich nicht widerstehen konnte, und so wurde ich sein Hilfskalfaktor – vielleicht aber auch unfreiwillig Hilfskalfaktor einer Fraktion der Staatssicherheit, die den Hauch Bautzener Frühlingsluft nicht mochte.

Der wesentliche Teil des Fluchtplanes war, Arbeitsmittel so zu präparieren, dass sie zur Flucht genutzt werden konnten. Der Zellentrakt, in dem das Arbeitskommando untergebracht war, lag in der einen Hälfte des Gebäudes. In der anderen Hälfte waren zwei Arbeitshallen, eine untere Halle, die zweite in der ersten Etage, außerdem gab es Kellerräume. Zellentrakt und Arbeitstrakt waren durch einen Treppenflur getrennt. Der Trick bestand nun darin, Rollbehälter, die mit eingestapeltem Leergut (kleinen Pappkartons) gefüllt waren, Freitag nach Arbeitsschluss „zum Abtransport für Montagmorgen“ auf den Treppenvorplatz vor der Arbeitshalle zu stellen und am Wochenende als Versteck umzubauen. Dazu wurden die Kartons in der Mitte der Ladung entfernt und der so entstehende Hohlraum mit einem Pappdeckel versehen, auf den leere Kartons geklebt wurden, so dass es aussah, als sei der Rollbehälter mit Leergut voll gestapelt.

Zugang zu dem Treppenhaus erhielten wir am Wochenende, indem Klaus dem Wärter erklärte, die Treppen müssten von unten bis oben gesäubert werden. So wurden wir einen ganzen Sonntag in den Treppenflur geschlossen und konnten in aller Ruhe zwei Rollbehälter für die Flucht präparieren.

Der Plan klappte – fast... Als der LKW Montagmittag zum Aufladen für das Leergut vor dem Arbeitstrakt wartete, meldete uns

Klaus vom Arbeitsplatz ab, um „dringend benötigtes Werkzeug aus dem Keller zu holen“. Wir kletterten blitzschnell in unser Versteck – und wurden tatsächlich auf den abfahrbereiten LKW abgestellt. Seltsam, dass nun der Brigadier in den Laderaum kam und an den aufgeklebten Pappschachteln „meines“ Rollbehälters herum fummelte, bis der selbst gebastelte Deckel nachgab, und er mit einer Hand in meinen Haarschopf griff. Er schien allerdings überrascht - schauspielerte er? - riss die Augen auf, wich ein paar Schritte zurück, und noch einen Schritt, als dann auch noch Klaus plötzlich in voller Größe aus seinen Kartons hervorquoll.

Es folgten Verhöre, wir sagten aus, dass es nicht Absicht gewesen sei, in den Westen zu fliehen, „versuchte Republikflucht“ wäre ja strafbar gewesen. Fluchtversuche aus dem Gefängnis wurden nicht mit dem Strafgesetz geahndet, nur mit der Disziplinarordnung der Anstalt, mit Begründungen wie „unerlaubtes Benutzen von Arbeitsmitteln“ und „unerlaubtes Entfernen vom Arbeitsort“. Die Strafe: Drei Wochen schwerer Arrest, anschließend noch drei Monate Einzelhaft im Kellertrakt, Fenster mit Lichtschächten.

Später erfuhr ich, dass sofort nach Entdeckung unseres Fluchtversuchs das Experiment der „offenen Gefängniszellen“ beendet worden war, und natürlich war auch mein Pamphlet sofort vom schwarzen Brett entfernt worden. Ich fühlte mich schuldig, vielleicht auch mit der leisen Ahnung, dass ich benutzt worden war. Ich hatte sogar etwas Angst, wieder mit den anderen Gefangenen zusammen zu kommen, weil ich Vorwürfe erwartete, aber ich hörte nie ein böses Wort. Ich kam aber auch nie mehr auf den Gedanken, in der DDR ein

kleines Pflänzchen sein zu wollen, dass mit seinen dünnen Wurzeln in dicke Mauern eindringt.



An jenem 13. August 1961, als die Grenzlinien mit Stacheldraht überzogen wurden, war es mir nicht möglich, klare Gedanken zu fassen. Ein brodelndes Hin- und Her der Gefühle. Wir waren etwa ein Dutzend Schüler, die sich konspirativ und fluchtwillig in der Ostberliner Wohnung trafen. Wir wollten eine Lücke in der frisch verriegelten „Grenze“ suchen, ein Friedhof war schon in Augenschein genommen worden, dessen hintere Mauer genau auf der „Grenzlinie“ lag, dort wollten wir in der Nacht rüber. Und das schafften auch alle meine Klassenkameraden, die sich an jenem Tage zusammen gefunden hatten. Ich weiß nicht mehr, in welcher Straße die „konspirative Wohnung“ war, auf jeden Fall ganz in der Nähe der Schönhauser Allee. Noch am Vormittag ging ich mit Horst und Hartmut zu den Absperrungen, gegen Mittag machten wir uns auf den Weg zurück in diese Wohnung, plötzlich wollte ich aber noch einmal zur „Grenze“. Horst sagte beim Abschied: Pass auf – das ist heut´ nicht unser Tag...

Aber es war mein Tag. Ich hatte das Gefühl, ich müsse herausfinden, was ich wollte. Das Stadtgericht von „Gross-Berlin“ beschreibt das in seinem Urteil so:

Er begab sich sofort von Zepernick in das demokratische Berlin, um den Versuch zu unternehmen, nach Westberlin zu gelangen. Dabei kam der Angeklagte auch in die Oderberger Strasse und sah, dass die Angehörigen der Kampfgruppen die Sicherungsmassnahmen durchführten. Der Angeklagte, der mit diesen Sicherungsmassnahmen nicht einverstanden war, setzte sich nun unmittelbar vor der gebildeten Sperrkette auf die Erde. Der Aufforderung, sich zu erheben, kam er freiwillig nicht nach und es musste Gewalt angewendet werden. In diesem Zusammenhang wurden die Personalien des Angeklagten festgestellt und er wurde wieder entlassen mit dem Hinweis, sich nach Hause zu begeben.

Weiter hinten, etwa 400 Meter entfernt, war die Grenzlinie mit spanischem Reiter belegt, davor standen Grenzsoldaten. Dazwischen war es fast menschenleer. Die zweite Linie bestand aus Betriebskampfgruppen. Wenn die Menschenansammlung zu groß wurde und zu sehr brodelte, rückten sie immer ein paar Meter vor. Ich setzte mich auf die Straße. Ich wollte da bleiben, ich wollte nicht weg, aber ich war auch gegen das, was da passierte. Vier Mann ergriffen mich und wollten mich hinter die Absperrung ziehen und verhaften. Ich zog die Männer aber in die Gegenrichtung - jetzt, im Alter von 69, ist es, als wäre ich im Körper eines anderen Wesens gewesen, was war das für

eine Kraft in den Beinen, ich spielte mit dem Gespenst, ich nahm dieses fleischlose Wesen auf die leichte Schulter, alle schrien und jubelten. Die vier Männer ließen mich los, notierten aber die Personalien. War jetzt nicht alles klar? Ich musste über die Absperrungen, nach Hause konnte ich nicht mehr. Was tat ich nun aber?

Das „Stadtgericht von Gross Berlin“, beschreibt das mit seiner seltsamen Schreibmaschine auch sonst sehr fehlerhaft:

Der Angeklagte hat sich aber nur ein kurzes Stück von der Absperrkette entfernt und ist dann wieder zurückgekehrt. Zu dieser Zeit hatte sich bereits eine Menschenmenge von 300 bis 400 Personen angesammelt, die gegen unsere Sicherungskräfte in verschiedener Form hetzten. Diese Provokateure ballten sich in verschiedenen Gruppen zusammen. Der Angeklagte begab sich nun immer von einer Gruppe zur anderen und gebrauchte dabei u. a. folgende hetzerische Äusserungen: 'In der DDR ist alles Sch... wir wollen freie Wahlen. Hier gibt es nur 250 gr. Butter und zwei kg. Kartoffeln wöchentlich.' Auf den Hinweis eines Bürgers, dass er bisher immer genügend Butter erhalten habe, erklärte der Angeklagte in provokatorischer Form, dann wäre er - gemeint war der Bürger - wohl Mitglied der SED, denn die SEDisten bekommen ja mehr Butter. Ausserdem erklärte der

Angeklagte, Stalin habe mit Hitler einen Pakt geschlossen und gemeinsam hätten sie Polen überfallen. Alle diese Äusserungen des Angeklagten wurden von den Umstehenden - die zu 90 % aus Jugendlichen bestanden - mit Zustimmung und Gejohle begrüßt...."

Die Spitzel gaben die Diskussionen nicht ansatzweise richtig wieder, vermischten nur Wortfetzen, die sie von überall her aufgeschnappt hatten. Wenngleich ich auch hin und wieder Worte und Sätze wie bei einem Speerwurf zusammen schweißte und auf jene schleuderte, die von der Staatspartei auf die Straße geschickt worden waren, um die „Sicherungsmaßnahmen“ zu rechtfertigen. Eines der Gesichter werde ich nie vergessen; ein Mann, ohnehin mit kränklicher Blässe, wurde totenbleich, als ich ihn als Vertreter eines Verbrecherstaates bezeichnete; er erstarrte mit halb geöffneten Mund, die vielen Falten wie aus Wachs. Hatte ich ihn im Innersten verletzt? Oder tat ich ihm leid? Dachte er, ich hätte nun mein Leben verspielt?

Und ich hatte mich nicht „nur ein kurzes Stück von der Absperrkette“ in der Oderberger Straße entfernt; ich kehrte natürlich nicht dorthin zurück. Ich hatte mich von der Absperrung langsam entfernt, hinter der ersten Ecke ein Sprint von 100 Metern, wieder um eine Ecke, das ein paar Mal wiederholt... es wäre kaum möglich gewesen, mir unbemerkt zu folgen. Ich schlenderte über eine Stunde lang auf der Schönhauser Allee herum, rief auch Hartmuts Eltern in Zepernick an, sie sollten meine Großmutter informieren, ich könne nicht

mehr nach Hause kommen, würde aber in der Nacht nach West-Berlin abhauen... lief scheinbar ziellos herum, aber dann zogen mich die Absperrungen und die Menschenmassen doch wieder an, in welche Straße, weiß ich nicht mehr, denn dieser Vorgang wird in den Gerichtsakten nicht erwähnt.

Ich wusste nicht genau, was ich wollte, jetzt diskutierte ich nicht, ich protestierte nicht, ich ging einfach in einen Hauseingang, als die Uniformierten die Menschen wieder einmal zehn oder 15 Meter zurück drängten, und plötzlich war ich hinter der Linie in der fast menschenleeren Zone. Ich schlenderte ganz langsam und scheinbar gelangweilt Richtung Grenzlinie, bis ich nur noch etwa 15 Meter vom Spanischen Reiter entfernt war. Links und rechts von mir waren Grenzsoldaten, ich sah sie schemenhaft in den Augenwinkeln... Ich taxierte den ausgerollten Stacheldraht... In Gedanken fiel ich in den Fallstart, ein blitzschneller Start aus dem Stand, vielleicht zwei und ein paar Zehntel Sekunden bis zu diesem Draht, dann mit Hürdensprint darüber. Ich dachte, das könnte ich schaffen – eh´ einer der Grenzer überhaupt das Gewehr hochreißen könnte. Aber ich zögerte, und da stand auch schon ein Grenzer neben mir und wies mir den Weg zurück. Ich ging sehr langsam, leicht wiegender Gang, halbstark, wie es sich mit schwarzer Lederjacke und engen Jeans gehörte. Die Jeans wären bei dem Hürdensprint zerrissen, die hielten blitzschnelle, meterlange, fliegende Schritte nicht aus – wie ich wenig später merkte.

Ich wollte zum zum Brandenburger Tor. Gewissermaßen mitten in die Schlacht. Ich nahm erneut Anlauf, um das lächerliche Gespenst

mit der Schulter zu rammen – ohne daran zu denken, dass es von einer Sekunde zur anderen zum Riesen werden konnte. Ich war gerade vor den Stufen zur Hochbahn, Bahnhof Dimitroffstraße. Plötzlich kam ein Mann von Rechts, ein anderer von Links. Der eine sagte: „Sie sind verhaftet. Kommen Sie mit oder wir machen von der Schusswaffe Gebrauch.“ Ich drehte mich blitzschnell um, Fallstart, keine zwei Sekunden später war ich über 10 Meter von den beiden weg, dann 50, 100 Meter. Ich schaute mich um, die beiden waren weit entfernt, aber sie hatten irgend etwas geschrien, ich hörte Trillerpfeifen, von der Seite kamen Vopos auf mich zu, später folgte noch ein Polizeiauto. Ich rannte die Schönhauser Allee entlang, wollte zum S-Bahnhof, der hat zwei Zugänge, dort wollte ich die Treppen hinunter, an der anderen Seite wieder hoch, um so die Verfolger abzuschütteln... Aber etwa 50 Meter vor dem Bahnhof sprangen drei Vopos aus dem Polizeiauto. Einer griff mich locker am Oberarm und sagte: „Kommen Sie, steigen Sie ein.“

Das Stadtgericht beschreibt in seinem Urteil den Vorgang ab Dimitroff-Straße so:

Der Angeklagte wurde nun von den Zeugen Stechow und Ronne gestellt, es gelang ihm aber, sich loszureißen, wobei der Zeuge Ronne mit voller Wucht mit dem Kopf gegen einen auf dem Bürgersteig stehenden Telefonmasten geschleudert wurde. Der Angeklagte flüchtete nun und es gelang erst, ihn nach längerer

Verfolgung und unter Zuhilfenahme eines vorbeikommenden PKW's der Volkspolizei in der Nähe des S-Bahnhofs Schönhauser Allee einzuholen.

Die Wahrheitsfindung ist eine schwierige Sache, das ist keine DDR-typische Erscheinung. Unter der Hochbahn gab es keine Telefonmasten, und die beiden Herren hatten mich überhaupt nicht berührt. Die Staatsanwaltschaft hatte zuvor noch weit mehr Fantasie entfaltet:

Er schlug auf die VP-Angehörigen ein, so dass der Zeuge Ronne eine Verletzung erlitt. Auch in einem Fahrzeug der Volkspolizei leistete er aktiv Widerstand, wodurch eine Scheibe im Auto zersplitterte. Dabei erlitt ein weiterer VP-Angehöriger Verletzungen. Bei dem Beschuldigten handelt es sich um einen jungen Menschen, der in Auswirkung der ständigen Hetze, der er ausgesetzt war, handelte.

Während der Gerichtsverhandlung sagte ich zu dem Richter, ich sei sicherlich ein guter Sportler, aber wohl nicht so gut, dass ich mich mit vier Volkspolizisten im Auto schlagen könne, ohne die geringste Verletzung davonzutragen... Die spiegelglatte Glatze des Richters wurde von einer Sekunde zur anderen knallrot... unter normalen Umständen hätte ich an der aufflammenden Kopfhaut mit sarkastischen Bemerkungen weiter gezündelt, aber ich sagte nichts und kappte alle

Impulse, die eine Regung im Gesicht hätten auslösen können. Den Anklagepunkt „Körperverletzung“ ließ der Richter dann nach kurzer Beratung fallen.

Das Urteil, dreieinhalb Jahre Zuchthaus, war dann fast eine Erleichterung, auch wenn es im ersten Moment seltsam klingen mag. Das hat zwei wesentliche Gründe. Einmal der Schock nach der Verhaftung. Nach einigen Tagen in verschiedenen überfüllten Zellen auf Polizeistationen war ich in irgendeinen Keller gesperrt worden, eine dicke Eisentür, keine Fenster, nur eine 15-Watt-Birne, auf den blanken Ziegeln waren viele Namen eingekratzt, dahinter Haftzeiten, 8 Jahre, 10, 12, 15 Jahre. Ob echt oder nur ein Psycho-Trick der Stasi: Ich dachte, es sei meine Zukunft, viele Jahre eingesperrt in einem fensterlosen Keller zu bleiben.

Ich weinte nicht, ich war nicht verzweifelt, ich richtete mich darauf ein, das auszuhalten. Es war wie eine „Gehirnwäsche“, wie ein Trance-Zustand, der vielleicht eine halbe Stunde dauerte, vielleicht eine Stunde, oder zwei oder drei: Die Mauern verloren ihre Starre, bewegten sich langsam auf mich zu, wichen etwas zurück, um dann aber noch näher zu kommen, als wollten sie eins werden mit mir. Als bekäme ich von diesem steinernen Hohlraum die Weihe für die nächsten Jahrzehnte.

Nach acht oder zehn Tagen wurde ich in eine höhere Etage verlegt, in eine Zelle mit einem Fenster aus Glasbausteinen. Das war eine Erleichterung, aber mir scheint heute, diese Kellermauern blieben wie eine feinstoffliche Substanz an mir haften – und sind immer noch nicht verschwunden.

Das Urteil schien zunächst die Gefahr einer wirklich „endlosen“ Gefangenschaft zu begrenzen, und es zeichnete sich auch ab, dass es keine 15-Watt-helle Dunkelhaft werden sollte, wenngleich ich hier hinzufügen muss, dass die unterschwellige Angst nie ganz verschwand. Nach etwa zwei Jahren in Bautzen ließen mich zwei Herren der Staatssicherheit in eine hübsche Zelle bringen; sie war viel größer als die üblichen zweieinhalb mal dreieinhalb Meter, da waren Möbel drin, und es gab wieder einmal Kaffee und Kuchen. Ich sei jung, ein guter Sportler, wenn ich mich weiter so verhielte, wäre es sehr schade um mich. Ob ich denn mein ganzes Leben im Gefängnis verbringen wolle... Ich zuckte mit den Schultern. Natürlich wolle ich nicht im Gefängnis leben, erwiderte ich. Aber ich wisse nicht, wie ich mich anders verhalten solle. Ich sei einfach so.

Danach sagten sie nichts mehr, oder nur Belangloses. Ich glaube, dass meine Worte nicht das Entscheidende waren. Ich war „in Opposition“, und das strahlte ich auch aus. Es war eine freundliche Unterhaltung, aber wie wirkt eine freundliche Drohung, lebenslang eingesperrt zu bleiben? Wie ein Fluch, den man nicht mehr los wird? Kaffee und Kuchen und ein fensterloses Kellerloch mit einer 15-Watt-Birne schienen nicht weit voneinander entfernt.

Der zweite Grund, warum das Urteil „fast eine Erleichterung“ war: Das Urteil gegen den Mitangeklagten Erwin Sulitze, geboren am 26. 11. 1910. Es war ein Sammelverfahren, drei Angeklagte, alle unabhängig voneinander im Bereich um die Schönhauser Allee wegen staatsgefährdender Hetze verhaftet. Wahrscheinlich musste man in

dieser Weise Verfahren zusammenlegen, weil es nach dem 13. August einfach zu viele waren. Die sechs Jahre Zuchthaus, die gegen Erwin Sulitze verhängt wurden, führten mir vor Augen, dass ich noch „Glück“ gehabt hatte.

Hier ein Auszug aus dem Urteil des Stadtgerichts von „Gross-Berlin“ gegen den Mitangeklagten:

Der 50jährige Angeklagte Sulitze hat den Beruf eines Bautischlers erlernt und war in diesem Beruf ... bis zum Jahre 1939 beschäftigt. Von September 1939 bis zur Zerschlagung des Faschismus war der Angeklagte Soldat, mit letztem Dienstgrad eines Obergefreiten. An Auszeichnungen erhielt er das EK erster und zweiter Klasse, das Sturmabzeichen und die Nahkampfspange in Bronze. 1945 geriet der Angeklagte in englische Gefangenschaft, aus welcher er Anfang 1946 entlassen wurde. Bis zu seiner Inhaftierung hat der Angeklagte - zwar in verschiedenen Betrieben - aber immer regelmässig gearbeitet. Seine letzte Arbeitsstelle war die Firma Ernst Voigt im demokratischen Berlin. Dort ist der Angeklagte seit 1958 zuletzt bei einem monatlichen Verdienst von ca. 700,- DM netto beschäftigt. Er ist kinderlos verheiratet. Auch der Angeklagte Sulitze erfuhr am 13. August 1961 von den Sicherungsmassnahmen unserer Regierung. Er begab sich gegen 10.00 Uhr zur

Eberswalder Strasse. Dort bemerkte er eine starke Menschenansammlung und schimpfte über die eingeleiteten Sicherungsmassnahmen. Obwohl der Zeuge Scheel die Worte nicht verstehen konnte, die der Angeklagte gebrauchte, entnahm er aus dessen Verhalten, dass er sich gegen die Sicherungsmassnahmen wendete und durch sein Verhalten dazu beitragen würde, die sich immer mehr ansammelnden Bürger gegen unsere Sicherungskräfte einzunehmen. Der Zeuge Scheel forderte den Angeklagten jetzt bereits auf, ruhig zu sein und nach Hause zu gehen. Trotz dieser Aufforderung blieb der Angeklagte aber weiterhin an dieser Stelle. Da die randalierende Menge bereits auf ca. 300 bis 400 Personen angestiegen war und die Gefahr bestand, dass es zu ernstesten Ausschreitungen kommen konnte, musste die Eberswalder Strasse an diese Stelle gesäubert werden. Der Angeklagte befand sich in der ersten Reihe und wurde nun gleichfalls von unseren Sicherungskräften abgedrängt. Dabei geriet er an einer Baustelle auf einen Schutthaufen und stand nun in erhöhter Stellung für jeden gut sichtbar. Von dieser Stelle aus hat der Angeklagte dann gegen die Volkspolizisten gehetzt und unter anderem die Äußerungen gebracht „ihr Russenhunde, ihr Schweine schießt auf Arbeiter“ und mit dem Ruf "Hängt die roten Hunde auf" und „nehmt ihnen die Waffen ab“ forderte er die randalierende Menge zum aktiven

Eingreifen gegen unsere Sicherungskräfte auf. Dieser letzte Ruf veranlasste einige Provokateure dazu, den Versuch zu unternehmen, die Volkspolizei zu entwaffnen. Da kein Zweifel daran bestand, dass der Angeklagte als aktivster Hetzer in Erscheinung trat, erfolgte seine Festnahme...

Erwin Sulitze war lungenkrank, schon damals, während der Verhandlung. Nach meiner Entlassung hatte ich ihn bei den Westberliner Behörden als politischen Gefangenen gemeldet, und er wurde nach vier Jahren Haft nach Westberlin entlassen. Tja, er hatte am 13. August auf einem Schutthaufen gestanden und Dampf abgelassen, und alles, was der Spitzel in dieser Umgebung hörte, und alles, was er dort sah, wurde Erwin Sulitze angehängt. So hat er es jedenfalls mir erzählt. Und warum zählt der Generalstaatsanwalt alle militärischen Auszeichnungen des Angeklagten auf? Militärische Auszeichnungen während des Krieges an der Ostfront gegen das sowjetische Brudervolk - das passte gut, um ihm den Ausruf „Russenhunde“ und den Aufruf: „Nehmt ihnen die Waffen ab!“ unterzuschieben.



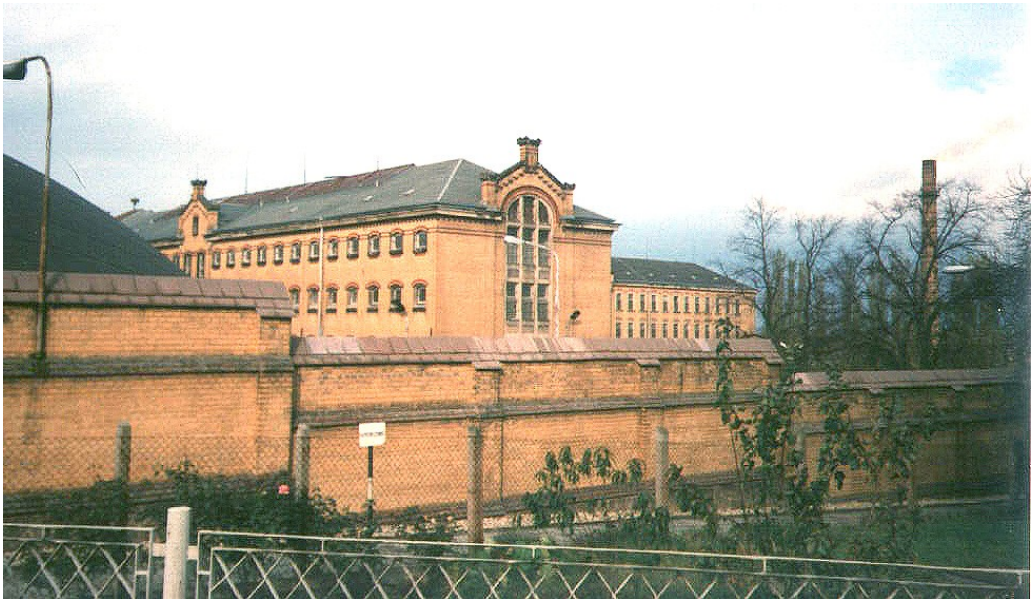
Etwa Mitte August des Jahres 1964 fuhr ich zusammen mit anderen Häftlingen in einem Gefangentransporter von Bautzen nach Berlin. Die Sitzplätze waren nicht komfortabel, aber die Türen der sonst engen, dunklen Zellen waren geöffnet. Während der langen Fahrt gab

es sogar eine Pause, in der wir uns die Füße vertreten und Pinkeln konnten. Wir wussten, dass wir entlassen werden – in den Westen.

Es folgten noch 14 Tage in einem Stasi-Gefängnis, ich weiß nicht mehr wo. Normalerweise musste man dort den ganzen Tag aufrecht und bewegungslos auf der Pritsche sitzen. Wir aber durften uns herum lümmeln und bekamen Bücher. Am 27. August wurden wir von Offizieren befragt, ob wir in den Westen wollen.

Einen Tag später, nach drei Jahren und 15 Tagen Haft, stieg ich zusammen mit 30 oder 40 anderen Gefangenen in den Bus, der mit uns Richtung Frankfurt/Main fahren sollte, begleitet von Rechtsanwalt Wolfgang Vogel, damals Unterhändler der DDR für die so genannten Häftlingsfreikäufe. Die „Freikäufe“ von politischen Gefangenen hatten begonnen. Ich glaube, ich war im zweiten Transport. Wie fühlte ich mich damals? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß ungefähr, was alles passierte, aber nicht, wie ich mich fühlte. Mir hatten Mitgefangene in Bautzen geraten: Dreh dich nicht um, wenn du durch das Tor gehst. Ich hatte mich umgedreht...

Über 50 Jahre ist das alles her. Was sind die stärksten Erinnerungen an jene Tage? Vielleicht das innere Ringen um die eigene Zukunft in dieser gegensätzlichen Ost-West-Welt, das ohne wirkliche Entscheidung blieb und dann ein Trauma wurde, das nie endete. Die Strecke ist quälend lang, und die letzte Hürde steht noch vor mir.



Zuchthaus Bautzen – das Gelbe Elend